

Eva Geulen: *Aus dem Leben der Form. Goethes Morphologie und die Nager*. Berlin 2016, 154 S.

Goethes morphologische Studien stellen seit vielen Jahren ein zentrales Untersuchungsfeld der Forschung dar. Vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit hat in diesem Kontext das Periodikum *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* gefunden, das von 1817 bis 1824 in zwei getrennten, komplementären Reihen *Zur Naturwissenschaft überhaupt* und *Zur Morphologie* erschienen ist. Den sechs Heften *Zur Morphologie* und ihrer Darstellung der »Bildung und Umbildung organischer Naturen«, so der Untertitel dieser Hefte, wendet sich Eva Geulen zu. Ihre luzide und anregende Studie kann als grundlegende Einführung in die epistemischen und methodologischen Probleme der Goethe'schen Morphologie gelesen werden. Goethe wird hier nicht »mit Goethe«, d. h. mit Hilfe seiner »Privatopik« (S. 65 u. ö.) interpretiert, wie das in der Rezeption sehr häufig der Fall ist, wenn Vokabular und Argumentationsstrategie einfach übernommen werden. Die Neulektüre setzt in doppeltem Sinne kritisch an: dem Autor selbst wie der Goethe-Philologie gegenüber. Sichtbar gemacht werden sollen die fundamentalen Probleme, an denen Goethe in seiner morphologischen Naturforschung lebenslang produktiv laboriert: die konstitutive Spannung zwischen Idee und Erfahrung und damit auch die zwischen erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt wie die »Unschärferelation« (S. 42) zwischen dem strukturellen Typus, der die organischen Naturen in ihren Gestaltungen fixiert, und den unendlichen Variationsmöglichkeiten der Metamorphose. Eva Geulens Relektüre der Hefte versucht, Goethes Morphologie als Theorie und Praxis »verzeitlichter (Lebens)Form« (so der Umschlagtext) lesbar zu machen. In dieser Perspektivierung werden die Hefte zu einem Schauplatz, auf dem sich der Formbegriff nicht nur aus der Dominanz des antiken Hylemorphismus herauslöst, sondern auf dem zugleich ein modernes Konzept entwickelt wird, das die Form prozessualisiert und mit Blick auf ihre Funktion begreift. Die heterogene Struktur der Hefte, die wissenschaftlichen Abhandlungen – eigene und fremde –, Schemata, Rezensionen und Korrespondenzen mit Gedichten und Aphorismen präsentiert, wird als ganz eigener Modus der experimentellen Herstellung von Wissen verstanden. Der Zusammenhang von Form und Leben, so die Grundthese, sei für die Hefte zentral: »Zuspitzend könnte man sagen, dass dort nicht nur eine neue Form erprobt wird, Leben zu schreiben, sondern dass die Form (die der Lebewesen und die des Schreibens) selbst ein Leben gewinnt, das sich in der Lebensgeschichte des Autors so wenig erschöpft wie in der Morphologie als Wissenschaft« (S. 128). Damit rückt die so verstandene »Hefte-Morphologie« (S. 65) aus den Koordinaten und Deutungszusammenhängen heraus, die ihnen Forschung und Rezeptionsgeschichte der Goethe'schen Naturforschung (z. B. Karl Robert Mandelkow) bisher angewiesen hatten.

Ausgangspunkt der Betrachtungen, zugleich der Basistext, auf den die Überlegungen immer wieder rekurrieren, ist die Rezension, die Goethe 1824 über Joseph Eduard d'Altons Werk *Die Skelette der Nagethiere* (Bonn 1823-1824) geschrieben und im letzten der Hefte *Zur Morphologie* publiziert hat. Diese Besprechung gibt einen Einblick in das Laboratorium der Morphologie und seine fortwährenden Irritationen, stellen die Nager doch nicht nur »die Ökonomie des Etats der Natur in Frage, sondern auch die Konstanz der Art auf eine harte Probe« (S. 38). Aufgrund einer »kräftigen Zahnung«, so heißt es in der Rezension mit unnachahmlicher Diktion, sei das Geschlecht der Nagetiere sich »einer gewissen Willkür der Bildung bis zur Unform hinzugeben in Lockerheit gelassen« (MA 12, S. 377).

Auf der Grundlage der Erläuterung des eigenen Zugriffs (Kapitel 1 bis 3) entwickelt Eva Geulen in einer gedanklichen Folge von sieben inhaltlich unmittelbar aneinander anschließenden Kapiteln das Programm ihrer Lektüre. Kapitel 4 reflektiert den systematischen Zusammenhang von Physiognomik und Morphologie in Goethes Werk und damit das Verhältnis der kategorialen Bestimmungen von »Innen« und »Außen«. Vergegenwärtigt wird das Grundproblem der »Unanschaulichkeit« (S. 54), in der sich die von Goethe exponierte Ein-

heit von Innen und Außen verliert. Die »zarten Übergänge, wie Gestalt in Gestalt sich wandelt« (MA 12, S. 110) – für die Goethe'sche Morphologie essenziell –, vollziehen sich zwar in der Zeit, sind aber als zeitlicher Vorgang nicht sinnlich wahrnehmbar, was die Darstellung immer bewusstzuhalten sucht. Kapitel 5 führt das »Schwanken« nicht nur als methodologisches »Schlüsselwort der Hefte-Morphologie« (S. 65) ein, sondern stellt es auch als »die Daseinsform der Hefte« (S. 77) vor: »Als Schwanken wird die Unbestimmtheit einer Form als Form bestimmt, erfahren und benannt. In diesem gleichsam vorförmigen Aggregatzustand nähern sich auch jene »schwankenden Gestalten« am Anfang der *Zueignung des Faust*« (S. 66). »Unform« wird in Abhebung von der Nicht-Form bestimmt als »das überhaupt noch nicht zu einer Gestalt Entschiedene« (ebd.). Angeschnitten werden im Rahmen der Ausführungen bereits zwei erkenntnistheoretische Grundfragen der Morphologie: 1. ob die »dynamische[n] Formen und bewegliche[n] Ordnungen bloß aufzufinden und zu entdecken oder eigens zu erfinden und herauszustellen sind« (S. 67) und 2. welche Bedeutung Ausnahmen für die Erkenntnis der Regel im Rahmen der Hefte *Zur Morphologie* besitzen. In dem Text *Nacharbeiten und Sammlungen* heißt es hierzu, »daß die Natur keine Regel hat, von der sie nicht eine Ausnahme machen, keine Ausnahme macht, die sie nicht wieder zur Regel zurückführen könnte« (MA 12, S. 114). Kapitel 6 verdeutlicht, dass die wissenschaftsmethodische Haltung, die sich im Begriff des »Schaukelsystems« (MA 18.2, S. 421) ausspricht, nicht nur eine Verlegenheitslösung und ein Lavieren ist, sondern der bewusste Versuch, die Pluralität der »Vorstellungsarten«, die Goethe von Anfang seiner Studien an affirmiert, gelten zu lassen im Zusammenhang ungelöster Probleme, hier der Vermittlung von Erfahrung und Idee: »Der Naturforscher als Philosoph darf sich nicht schämen sich in diesem Schaukelsystem hin und her zu bewegen und da wo die wissenschaftliche Welt sich nicht versteht sich selbst zu verständigen« (ebd.). Gewürdigt werden die nicht zuletzt in temporaler Hinsicht so interessanten Denkfiguren des »Aperçu« (MA 12, S. 267), des Flugs (vgl. MA 12, S. 92) und des »Sprung[s]« (MA 12, S. 90) im Rahmen der morphologischen Theoriebildung. Die Rolle der Goethe'schen Analogie in Abhebung auch von der Kant'schen untersucht Kapitel 7. Das analogische Darstellungs- und Erkenntnisverfahren, das Goethe verwendet, wird nicht als Heuristik kreativer Zusammenhangsbildung, sondern allein als ein Substitutionsverfahren (quid pro quo) beschrieben, das »Funktion von Koordination und Kontiguität, nicht [von] Ähnlichkeit oder Äquivalenz« (S. 91) sei. Die Analogie ermögliche, etwas nebeneinander existieren zu lassen und etwas als etwas anderes auch dann gelten zu lassen, wenn nicht ein Anschein von Gemeinsamkeit besteht: In diesem Sinne sind für Goethe auch Idee und Erfahrung einander analog (vgl. *Bedenken und Ergebung*; MA 12, S. 99 f.). Kapitel 8 reflektiert auf die unterschiedlichen Logiken des Sammelns und bereitet das 9. Kapitel vor, das nach der Funktion der Reihenbildung in Goethes Morphologie fragt. Auf den frühen Aufsatz *Der Versuch als Vermittler von Object und Subject* zurückgreifend, wird Goethes Reihenpraxis sowohl von dem älteren naturgeschichtlichen Modell der Scala Naturae unterschieden wie von den Entwicklungslinien und Stammbäumen Darwins. Im Sinne des Versuchs könne man von Goethes Reihen eigentlich nur sagen, dass deren Elemente sowohl »aneinander grenzen« wie sich »unmittelbar berühren« müssen (MA 12, S. 691). Die Reihenbildung gilt Eva Geulen als Goethes »einzige Methode im strengen Sinne« (S. 109), die ihrer Auffassung nach allein die Funktionen der »Vermannigfaltigung« von Erfahrung auf der einen und des »Aufschubs« von theoretischen Synthesen auf der anderen Seite habe. »Kein Weg führt von der Reihe zu einer These oder Totalität, denn das würde eine vollständige Reihe voraussetzen, die unter menschlichen Erkenntnisbedingungen unmöglich bleiben muss« (S. 116). Wie die Analogie entlaste auch die Reihenbildung von prinzipiell unmöglichen Vermittlungsleistungen, was sich auch in der Aneinanderreihung der Textelemente in den Heften manifestiere. Vor diesem Hintergrund beschreibt das Schlusskapitel das »Kaleidoskop der Hefte« als einen »offene[n] Gegenstand«, der sich gleichermaßen »den Ordnungen der Chronologie, der wissenschaftlichen Disziplinen, der Medien und der Autorschaft« entzieht (S. 128) und die grundlegende Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Natur stellt.

Die Studie ist ein Kraftakt und ein entscheidender Schritt der Forschung. Gleichwohl müssen ihre Ergebnisse überprüft und weiter entfaltet werden. Die Untersuchung macht keinen Gebrauch von Goethes Korrespondenzen und Tagebüchern, die relevante Kontexte der entstehenden Schriftenreihe *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* erkennen lassen. Sie geht nicht zurück auf die Schemata, Dispositionen und Anzeigen, die in den entsprechenden Bänden der Leopoldina-Ausgabe publiziert sind und Einsicht in die konkrete Formarbeit an dem Periodikum und deren Entwicklung gewähren. Weder werden die Komposition und das Darstellungsgewebe einzelner Hefte *Zur Morphologie* genauer analysiert, die sich häufig um Schlüsseltexte herum gruppieren, noch wird die Organisationsform der Hefte *Zur Morphologie* im Ganzen mit derjenigen der Hefte *Zur Naturwissenschaft überhaupt* verglichen. Das sind wichtige Aufgaben, die sich der zukünftigen Forschung stellen. Notwendig scheint es auch, über die beiden Heftreihen hinaus den Blick besonders auf die zweite Fassung von *Wilhelm Meisters Wanderjahre* einerseits und auf die späte poetische Darstellung der Morphologie in der Ausgabe letzter Hand andererseits zu richten, um die Gesamtentfaltung der morphologischen Arbeit in Goethes Werk ins Bild rücken zu können. Es bleibt also noch viel zu tun: »Ungern brechen wir ab« (MA 12, S. 368).

Helmut Hühn

Jonas Maatsch (Hrsg.): *Morphologie und Moderne. Goethes »anschauliches Denken« in den Geistes- und Kulturwissenschaften seit 1800*. Berlin, Boston 2014, 298 S.

Goethes Morphologie erfreut sich zur Zeit einer gesteigerten Aufmerksamkeit; davon zeugt auch der vorliegende Sammelband *Morphologie und Moderne. Goethes »anschauliches Denken« in den Geistes- und Kulturwissenschaften seit 1800*. Der Titel des Bandes verweist auf die wichtige Frage, warum Goethes Beschäftigung mit der Metamorphose der Pflanzen und der Anatomie diverser Säugetierskelette in den Geistes- und Kulturwissenschaften intensiv rezipiert wurde. Der Herausgeber Jonas Maatsch sieht die Attraktivität der Goethe'schen Morphologie in den Antworten begründet, die sie auf spezifische Probleme der Moderne gebe – einerseits auf die »Fragmentierung« verschiedener Lebensbereiche, insbesondere des Wissens und der Wissenschaften, andererseits auf eine in der Moderne offensichtlich um sich greifende »Uniformierung oder Nivellierung« (S. 10). Eine Vielzahl von Beiträgen dokumentiert diesen Befund weniger in kulturkritischen Zusammenhängen denn im Hinblick auf eine kritische Auseinandersetzung mit den empirisch und quantitativ arbeitenden Naturwissenschaften nach der Hochzeit der spekulativen Philosophie und der großen Systementwürfe. Ob in der Naturbetrachtung, der Philosophie, der Geschichtswissenschaft oder der Kunst- und Kulturtheorie – es gab das Bedürfnis nach einem qualitativen Zugang, welcher Allgemeines und Besonderes, Gesetz und Individualität, Form und Zeit in anderer Weise als die mechanistischen Naturwissenschaften vermittelt.

Im vorliegenden Band wird Goethes morphologischer Zugang zumeist ausgehend vom Begriff des »anschaulichen Denkens« verhandelt. Im Zuge dessen wird der methodologische Status der Goethe'schen Morphologie allerdings recht unterschiedlich bewertet. Während Eckart Förster darlegt, dass Goethe eine valide Methode spekulativer bzw. idealistischer Naturbetrachtung erarbeitet habe, geht Holger Helbig davon aus, dass Goethes Scheitern, eine morphologische Methode zu begründen, eine Ausweitung des morphologischen Gegenstandsbereichs auf kulturelle Phänomene zur Folge hatte, wie sie sich zuerst in den autobiographischen Elementen der *Morphologischen Hefte* zeige. Auch der Herausgeber Jonas Maatsch sieht keine morphologische Methode gegeben (vgl. S. 12), sondern beschreibt einen morphologischen »Denkstil« (S. 10). Der Band führt vor, wie diese augenscheinlich schwache